maschine vor uns. Die Kohle bewirkt die Zufuhr von Wärme, welche das Wasser in Dampf verwandelt und durch diesen das Rad treibt. Aber auch elektrische Vorgänge sind Umsetzungen von bewegter Kraft. Immer ist es dieselbe, unveränderliche, unzerstörbare Kraft, welche sich in allen Erscheinungsformen, die sie annimmt, erhält, ja die Kohle selbst, welche wir bei der Dampfmaschine und der Erzeugung elektrischer Ströme verwenden, ist nichts als eine Verkörperung dieser Kraft. Denn die Kohle ist ein uraltes Erzeugniß, ein Ueberrest von Pflanzenlagern, welche durch Sonnenwärme entstanden sind. Wie die Pflanzen, so sind auch wir von der Sonne abhängig, denn wir bedürfen der Nahrung, um zu leben und Kraft zu erzeugen, und Nahrung kann nicht ohne Sonne entstehen. Im letzten Sinne ist alle Kraft aufgespeicherte Sonnenenergie.

Die Betrachtung dieses Naturgesetzes von der Unzerstörbarkeit der Kraft ist geeignet, uns auch auf geistigem und moralischem Gebiete zu Kraftanstrengungen anzuspornen. Nichts kann verloren gehen, auch das nicht, was wir durch Arbeit auf geistigem und sittlichem Gebiete erzeugen. Keine Kraftanstrengung, daran müssen wir festhalten, ist nutzlos, selbst wenn wir die Früchte nicht mehr reifen sehen.

Bedauerlicher Weise waren nicht alle Anwesenden im Stande, den Gehalt des Vortrages und die feine, anschauliche Ausdrucksweise recht zu würdigen, so daß der Genuß der aufmerksamen Zuhörer durch Sprechen und Lachen empfindlich gestört wurde. Der Vorsitzende wurde ersucht, dieser Ungebührlichkeit, welche geeignet ist, das Niveau der Mitgliedschaftsversammlungen herabzudrücken, künftig energisch zu begegnen.

Nachdem der erste Punkt der Tagesordnung erledigt war, gab Kollege Christian Abrechnung vom Stiftungsfest. Die Einnahme betrug 132,15 Mk., die Ausgabe 112,25 Mk.; es verbleibt ein Ueberschuß von 19,90 Mk.

Kollege Brückner berichtete über den Streik bei Heymann. Eine Kollegin wurde (entgegen dem ausdrücklich gegebenen Versprechen des Unternehmers) nicht wieder eingestellt, da sich eine Streikbrecherin gefunden hatte. Die Namen von drei Streikbrechern wurden bekannt gegeben.

Der Vorsitzende rügte, daß drei arbeitslose Kollegen, welche Vormittags die Maifeier-Unterstützung empfangen hatten, Nachmittags Arbeit angenommen haben. Eine Beschwerde über die Verwaltung der Verbandsherberge in der Eisenbahnstraße wurde als unbegründet zurückgewiesen.

Der Antrag, den Zuschuß für die Herbergsverwaltung pro Kopf auf 50 Pf. zu erhöhen und dafür Morgens Kaffee und zwei Schrippen zu verabfolgen, wurde mit Stimmenmehrheit angenommen.

Den streikenden Hutarbeitern wurden 50 Mk. bewilligt.

Kollege Schildbach legte es den Versammelten ans Herz, mit der Bewegung unter den Buchbruckern Fühlung zu suchen und beantragte möglichst bald ein Referat über die genannte Bewegung anzusetzen. E. G.

Berlin. Die Lebergalanterie-Arbeiter und Arbeiterinnen hielten am 23. Juni eine sehr stark besuchte Versammlung ab, in der Genosse Timm über das Thema „Die Schäden in der Hausindustrie und wie beseitigen wir dieselben?“ referirte. Redner erinnerte zunächst an die Zustände in der Konfektionsbranche, denen diejenigen in der Lederwaaren-Fabrikation genau ähnlich erscheinen, wenn sie auch nicht so umfangreich sind. Es sei bereits in früheren Jahren von der sozialdemokratischen Fraktion durch Anträge im Reichstage auf das Elend in der Hausindustrie hingewiesen worden, aber erst der große Konfektionsarbeiterstreik habe nicht nur die öffentliche Meinung aufgerüttelt, sondern auch die gegnerischen Parteien veranlaßt, für Beseitigung der Schäden einzutreten, nachdem die Berichte der Fabrik- und Gewerbeinspektoren vom Jahre 1895 ganz besonders darauf hingewiesen hatten. Während man aber glaubte, mit einer gewissen Genugthuung auf den Rückgang der Kinderarbeit hinweisen zu können, stellt es sich heraus, daß die armen Kinder dafür anstatt in der Fabrik, in der elenden Behausung der Eltern arbeiten müssen. Am schlimmsten sei dies in der Lederwarenbranche in Offenbach und Berlin der Fall, wo die Hausindustrie an der Grenze des Weberelends angekommen sei. Als ein Beispiel dafür spricht der offizielle Katalog der Gewerbe-Ausstellung, Gruppe 6, Kurz- und Galanteriewaaren, unterzeichnet vom Hofbuchbinder Demuth und den beiden Lederwaarenfabrikanten Mattern und Max Schulze, es aus in folgender Weise: „Die Arbeitslöhne haben gegen die gute Geschäftszeit etwas eingebüßt, sind im Allgemeinen aber auskömmlich in den Fällen, wo die Arbeiter in Fabriken oder Werkstätten ziemlich regelmäßige Beschäftigung haben. Von denjenigen Arbeiten, welche in der Behausung der Arbeiter hergestellt wurden, wie Portemonnais, Zigarrenetuis ꝛc., wird die Arbeit der gedrückten billigen Sorten nur gering bezahlt. Hier ist großer Fleiß und Benutzung billiger Arbeitskräfte erforderlich, um den nothwendigsten Verdienst zu ermöglichen.“ (Seite 20, Abs. 4.) Nicht wie Manche es wohl wünschen, vollständige Beseitigung, sondern allmälige Einschränkung der Hausindustrie, veranlaßt durch eine gründliche Enquete über dieselbe, ferner Unterstellung derselben unter Aufsicht der Gewerbeinspektoren, sei der erste Schritt, der gethan werden muß. Redner faßt seine weiteren Ausführungen in folgende Forderungen zusammen, welche als nothwendige Maßregeln zur Beseitigung der schädlichen Auswüchse bei der Hausindustrie von der Versammlung anerkannt wurden:

1. Unterstellung der Hausindustrie und Heimarbeit unter die Gewerbeinspektion. Aufhebung der entgegenstehenden Bestimmungen im § 154 der Gewerbeordnung.
2. Anstellung hauptsächlich weiblicher Gewerbeinspektoren für die Hausindustrie und Heimarbeit.
3. Strenge Vorschriften über die Anzeigepflicht der Arbeitsräume und Wohnungen, in denen Personen als Hausindustrielle und Heimarbeiter beschäftigt sind.
4. Zwang zur Listenführung über die beschäftigten Personen.
4. Kontrolle der Arbeitsräume und sanitäre Vorschriften für dieselben.
5. Verbot der Beschäftigung schulpflichtiger Kinder.
6. Vorschriften über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter bis zum vollendeten 18. Lebensjahr.
7. Verpflichtung zum Erlaß von Arbeitsordnungen für alle Betriebe, welche die Arbeiter direkt oder indirekt beschäftigen.
8. Kennzeichnung aller Produkte, die in Gefängnissen angefertigt werden, als solche.
9. Verbot der Nacht- und der Sonn- und Festtagsarbeit.
10. Gesetzliche Maximalarbeitszeit.
11. Vorschriften über Vereinbarung der Löhne und die Art der Lohnzahlung. Verpflichtung der Meister zur Angabe der Löhne, die sie von den Unternehmern erhalten.
12. Verpflichtung Arbeitsmaterial und Werkzeuge, soweit diese der Unternehmer oder Zwischenmeister liefert und anrechnet, an die Arbeiter zum Selbstkostenpreis zu geben.
13. Verbot, daß Werkstättenarbeiter Arbeit zur Fertigstellung nach Hause mitbekommen. Gesetzlich normirter Lohnzuschlag für Ueberstunden, soweit letztere gesetzlich zulässig sind.
14. Verbot für diejenigen Unternehmer oder Meister, weibliche Arbeiter beschäftigen zu dürfen, die sich in unsittlicher Weise gegen von ihnen beschäftigte Arbeiterinnen vergangen haben.
15. Volle Vereinigungs- und Koalitionsfreiheit.
16. Internationale Vereinbarungen der Regierungen auf Grund vorstehender Bestimmungen.

Dem Referenten wurde von der Versammlung großer Beifall gezollt. An das Referat schloß sich eine kurze Diskussion, an der sich Heindke, Schulz und Jahn betheiligten und zu einmüthigem und geschlossenem Vorgehen in der diesjährigen Lohnbewegung aufforderten. Den „Bericht der Lohnkommission über den allgemeinen Stand der Lohnbewegung“ erstattete Brückner, indem er ausführte, daß sich viele Fabrikanten bereits in der Weise für die Lohnbewegung zu rüsten suchen, daß sie auf Lager arbeiten lassen, um einen eventuellen Streik aushalten zu können. Um so erfreulicher aber sei es, daß nicht nur aus Offenbach, sondern auch aus anderen Städten die günstigsten Nachrichten für eine Lohnbewegung im Herbst einliefen; nothwendig sei es aber, daß aus allen Werkstätten genaue und zahlreiche Adressen bei der Lohnkommission einginzen, damit dieselbe namentlich in bezug auf die Hausindustriellen auch mit Erfolg arbeiten könne. Unter „Verschiedenes“ wurde auf das am 20. Juli in der „Neuen Welt“ stattfindende Sommerfest hingewiesen.

Hannover. Wie die Kollegen schon aus der diesbezüglichen Notiz in der letzten Nummer der Buchbinder-Zeitung gesehen, haben sich die Kartonnagen-Zuschneider der Firma G. Ohlekopf veranlaßt gesehen, gemeinsam genannter Werkstatt den Rücken zu kehren.

Da es jedenfalls für alle Kollegen, besonders für die Kartonnagen-Zuschneider von Interesse sein wird, auch von den Verhältnissen der betreffenden Werkstatt Kenntniß zu erhalten, wollen wir dieselben hiermit der Oeffentlichkeit übergeben.

Die Verhältnisse sind im Allgemeinen recht schlechte, besonders in Bezug der Behandlung seitens des Werkführers, eines Herrn Karl Koch aus Lahr. Derselbe war vor nicht allzu langer Zeit dort noch selbständig und scheint es jetzt darauf abgesehen zu haben, durch zweideutiges Verhalten gegenüber Prinzipal und Arbeiter, durch Einschmeicheln und Anbringen nach oben und brutales Auftreten nach unten seine Stellung zu befestigen oder zu verbessern.

Der direkte Grund der betreffenden Kartonnagen-Zuschneider, gemeinsam der Werkstatt den Rücken zu kehren, liegt darin, daß der Werkführer den Kollegen gelegentlich eines Streites sagte: „Jetzt müssen alle hinaus.“ Als einige Tage nachher einem der betreffenden Kollegen gekündigt wurde, glaubten die Uebrigen dieses als Maßregelung auffassen zu müssen, und ihrerseits, mit Ausnahme eines Einzigen, K. Schwendemann aus Lahr, ebenfalls gemeinschaftlich zu kündigen. Da nun seitens des Herrn Ohlekopf die Kündigung mit Arbeitsmangel begründet wurde, erklärten die übrigen Kollegen sich bereit, lieber alle kürzere Zeit zu arbeiten, wenn die erste Kündigung zurückgenommen würde. Dieses wurde jedoch nicht zugegeben, sondern wurde den Kollegen einfach die Antwort: „Sie können auch alle gehen.“

Jedenfalls werden Prinzipal und Werkführer sich nun gemeinschaftlich Mühe geben, neue Arbeitskräfte, besonders von auswärts, zu gewinnen, wir bitten jedoch recht dringend, den wahrscheinlich verlockenden Versprechungen der Firma keinen allzu großen Werth beizulegen, da es dort überhaupt Brauch ist, unter allen möglichen Versprechungen (insbesondere auf dauernde Stellung) Leute von auswärts hierher zu locken, während man sich gar kein Gewissen daraus macht, selbst verheirathete Leute, die mit der Familie hierher kamen, wegen irgend einer Kleinigkeit ohne Weiteres auf die Straße zu setzen.

Auch die Behandlung der Kollegen seitens des Werkführers giebt zu vielen Klagen Anlaß, und kann man von der gegenwärtigen Situation wohl sagen, daß wie ein Tropfen ein volles Gefäß, diese Kündigung die Geduld der Betreffenden eben zum Ueberlaufen brachte.

Auch die Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften für den Arbeiterschutz ist dort nicht zu finden. Es müssen beispielsweise jugendliche Arbeiterinnen während der Pausen die Papierspähne stopfen, während sie doch von Rechtswegen der Ruhe pflegen sollten. Auch Strafgelder werden seitens des Herrn Ohlekopf, oder auf Veranlassung des Herrn Koch, recht viel und aus recht kleinlichen Gründen erhoben, aber wohin all das Geld kommt, davon weiß Niemand zu erzählen. Allerdings steht in der Geschäftsordnung, die Strafen sollen bei Krankheitsfällen als Unterstützung dienen, aber als vor einiger Zeit einmal ein solcher Versuch gemacht wurde, etwas im Krankheitsfalle zu bekommen, hieß es einfach, die Kasse ist noch zu schwach.

Uebrigens glauben gar viele von den 60 bis 70 Kollegen, die innerhalb vier Jahren dort angefangen haben und wieder entlassen sind, und das bei einem Arbeiterstande von etwa 8 bis 10, daß ein Fräulein Schwägerin des Prinzipals bei allen Sachen im Geschäft recht lebhaften Antheil nimmt, allerdings nicht etwa zu Gunsten der Arbeiter.

Nach all diesem glauben wir wohl, daß es keinem Kollegen gelüsten wird, bei dieser Firma Stellung zu nehmen, und bitten wir besonders die Kollegen in Lahr, Dresden und anderen Zentren der Kartonnagefabrikation, dieses ganz besonders zu beachten.

W. H.

Fürth. „.. Wer die Ankündigung unter Fürth in Nr. 25 unserer Zeitung gelesen, wird so gut wie ich enttäuscht gewesen sein, daß der darauffolgende Bericht in Nr. 26 nur von einem Ausgetretenen unterschrieben ist. Sollte der andere Kollege Bedenken getragen haben, mit da zu unterzeichnen, wo J. G. Kirchner steht? Verdenken kann ich es ihm nicht.“ Daß Kirchner sachlich nichts Stichhaltiges erwidern konnte, das war zu erwarten, darum ist er aber auch auf sein Lieblingssteckenpferd gestiegen und auf persönliche Angriffe übergegangen. Mein erster Gedanke war, auf diese Unverfrorenheit gar nicht zu antworten, und wenn ich blos auf die Fürther Kollegen Bedacht nehmen müßte, würde ich es auch so gemacht haben; da ich aber auch den übrigen Kollegen — indem die Angelegenheit so liegt — Rechnung tragen muß, so will ich doch Einiges erwidern. Wenn auch mein Bericht sich mit dem des Herrn Kirchner nicht messen darf, so habe ich für meinen Theil die Wahrheit zur Grundlage, Herr K. jedoch das krasse Gegentheil. K. hat sich selbst unfreiwillig charakterisirt, wenn er schreibt: „Komisch ist es freilich, wenn Verbandskollegen sich rühmen, seit Gründung der hiesigen Organisation, 1884, derselben anzugehören, und mir nichts dir nichts aus dem Verband treten, um sich an den Sündern zu rächen, weil sie dem Erlanger Verbandskollegen ihre Stimme gaben.“ Wenn K. so sicher wußte, daß Fürth an der Reihe ist, warum hat er sich nicht eher gerührt? Warum hat er gewartet, bis ihn die Thatsache, daß die Nürnberger und Erlanger Kollegen schon ihren Kandidaten aufgestellt haben, aus seiner Lethargie weckte? Was das „an der Reihe sein“ betrifft, so ist dies eine so eigene Sache; Erlangen und Nürnberg behaupten gerade so gut, sie seien in ihrem Recht. Wenn ich in der Hauptversammlung keine Opposition machte, so war es deswegen, weil ich schon im Voraus sah, daß es vergebene Mühe gewesen wäre; und daß ich mich nicht getäuscht habe, das haben die Ausgetretenen damit bewiesen, daß sie es eben waren, die, als ich in der erwähnten Wahlversammlung ihnen entgegenhielt, sie sollten mir eher Vorwürfe darüber machen, daß ich diese Wahl nicht in unseren Versammlungen auf die Tagesordnung setzte und die Kollegen aufforderte, sie sollten für den organisirten Kollegen stimmen, mir antworteten: „So, da würden wir uns schön dagegen verwahrt haben, wir würden uns bedankt haben für solche Zumuthung.“ Betreffs der Aufforderung an den Kandidaten, seine Stellungnahme zu den Anträgen bekannt zu geben, bin ich der Ansicht, daß es Pflicht des Kandidaten ist, seinen Wählern sein Programm klarzulegen, und wenn ich auch vorher wußte, daß meine Stimme nicht auf den Fürther Kandidaten fällt, so mußte ich doch annehmen, daß er eventuell gewählt werden könnte. Ob der Kandidat das Wahlrecht hat, habe ich allerdings angefochten, und zwar, wenn sich K. erinnert — aber er hat leider kurzes Gedächtniß —, erst auf Anregung andererseits. Ich sage mir aber, wen soll der Kandidat wählen? Sich selbst, das wäre lächerlich, einen Gegenkandidaten, das wäre nicht viel besser, folglich bleibt ihm nichts übrig, als einen weißen Zettel in die Urne zu werfen. Aber wer garantirt mir dafür? Es ist doch geheime Wahl, und wenn der Zettel zusammengefaltet, sieht der eine aus wie der andere. (Ich betone hier, daß ich mit dem letzten Satz nicht den Fürther Kandidaten angreife, von dem ich überzeugt bin, daß er ein Mann von Wort ist, der das gethan, was er in der Versammlung erklärte.) Die Kollegen von der Versammlung werden sich wohl erinnern können, daß, als man dem einen Kollegen vorhielt, er hätte S. nicht gewählt, er gleich diesen weißen Zettel ausnützte. K. wäre ich dankbar gewesen, wenn er mich über meine Unkenntniß aufgeklärt hätte. Schön gesagt ist der Satz, wo er spricht: „Solche Hinterlistigkeiten sind wir nicht gewohnt.“ Ich bin der Ueberzeugung, daß die ganze Fürther Kollegenschaft, ob Freund oder Feind, beim Lesen dieses Satzes mit mir in eine Lache ausgebrochen ist, und will mich in diesem Punkt gar nicht weiter auslassen, weil ich zu sehr aufs Persönliche überspielen müßte und dies so viel als möglich vermeiden möchte. K. schreibt, daß ich Aussicht auf drei Stellen hätte; da möchte ich der Hauptverwaltung der Krankenkasse empfehlen, die Prozente für die Sitzungen zu erhöhen, dann ist mir die Aussicht auf die Stelle des Vorsitzenden schon in erster Linie genommen. Ich leugne nicht, daß ich es mir als Ehre schätze, wenn Kollegen mich mit einem Posten betrauen, wo ich dem Verband nützlich sein kann; ich rechne es zur Pflicht eines jeden Verbandskollegen, sich so viel als möglich dem Verband nützlich zu zeigen, muß jedoch den Vorwurf einer so niedrigen Stellenjägerei, wie K. sie mir vorwirft, energisch zurückweisen. K. wird sich wohl erinnern (wenn nur nicht wieder das kurze Gedächtniß wäre), daß er es war, der in jener Mitgliederversammlung, in welcher ein Theil der Neuwahl nochmals vorgenommen werden mußte, alle seine Stellungen im Verbande mit der Motivirung niederlegte, daß die vielen Sitzungen zu viel Geld kosten, und da er auch noch in anderen Vereinen Verwaltungsposten inne habe, es ihm nicht mehr möglich wäre, innerhalb der Mitgliedschaft einen Posten anzunehmen. Auf Befragen, warum er denn nicht in den anderen Vereinen eine oder die andere Stelle ausgiebt, fand er es für gut, sich darüber auszuschweigen, was jedoch für die anwesenden Kollegen verständlich genug war. Persönlich kann ich die Antwort darauf geben, indem ich K. seine eigenen Worte mir gegenüber entgegen halte: „Siehst Du, da ist es beim Sanitätsverband halt anders; da bin ich auch Schriftführer, da bekomme ich aber doch jährlich fünf Mark Entschädigung, das ist doch immerhin das Biergeld für die Sitzungen.“ K. wirft mir vor, ich hätte nach Schluß des Wahlaktes nichts Besseres zu thun gehabt, als mich zu drücken, und doch sollte er wissen, daß ich einer der Letzten war, der fortging, da ich ja noch das Protokoll zu schreiben

---

Plötzlich hörte sie ein leises Wimmern; das Blut schien ihr zu erstarren bei diesem Ton. Sie eilte an den Tisch, holte die Lampe und stellte diese auf die Fensterbank. Der Lichtschein fiel auf Theodors bleiches Gesicht.

Er war, nachdem er aus der Ohnmacht erwachte, nicht im Stande gewesen, sich zu erheben und auf Händen und Füßen nach Hause gekrochen.

„Mein Kind, mein Kind!“ schrie die Mutter, und stürzte hinaus. Mein Vater war von dem Schreckensruf erwacht, er sah die Mutter hinausstürzen, sprang aus dem Beite und eilte ihr nach. Hier sah er sie neben dem Knaben stehen, der jammernd die Hand nach ihr ausstreckte.

Behutsam nahm er den Aermsten auf und trug ihn ins Haus. Theodor erzählte, was ihm widerfahren. Der Vater kleidete sich schnell an und lief zum Arzt, welcher auch auf vieles, dringendes Bitten mitging.

Der Doktor schnitt die Kleidung des Knaben auseinander. Ach! Welch einen grausigen Anblick hatten wir. Das Glas war erkaltet und lag wie ein Panzer um den Leib.

Vorsichtig entfernte der Arzt die Glaskruste, konnte aber nicht verhindern, daß die Haut daran hängen blieb. Theodor litt entsetzlich; er wurde ins Krankenhaus geschafft, wo er über sechs Monate blieb.

Der schurkische Brinkmann wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt. Er mußte unter starker Bedeckung nach dem Gerichtsgebäude und von dort wieder zurück ins Gefängniß gebracht werden; denn die Bevölkerung war so aufgeregt, daß sie ihn sicherlich gelyncht hätte, wäre er ihr in die Hände gefallen. Mancher Stein traf ihn während des Transportes, wilde Flüche und Verwünschungen tönten an sein Ohr. Der elende Feigling wankte mit schlotternden Knieen dahin. Er, dessen Hand nicht gezuckt hatte, bei Ausführung seines scheußlichen Verbrechens, er zitterte für sein erbärmliches Leben.

Theodor wurde nach langer Krankheit endlich als geheilt entlassen, war aber noch so schwach, daß er vorerst nicht zur Arbeit gehen konnte. Sein Antlitz war bleich und eingefallen, weiße Fäden durchzogen sein dunkles lockiges Haar, müde und gebrochen schlich er einher, wie ein Greis.

Nach und nach erholte er sich; nun ließ er aber nicht nach, den Vater mit Bitten zu bestürmen: „Er möchte ihn wieder zur Arbeit schicken, im Hause hielte er es nicht aus.“ Endlich gab der Vater seinem unaufhörlichen Bitten nach und ließ ihn bei einem Zigarrenmacher als Laufburschen eintreten.

Der gute Junge war glücklich, als er die ersten acht Schillinge nach Hause brachte. Schwere Arbeit hatte er nicht, nur Bestellungen auszuführen und Wege zu besorgen; er war meistens in frischer Luft, die ihm sehr wohl that.

Ein paar Monate waren verflossen, Theodors Wangen rötheten sich wieder, heiter schaute er in die Zukunft. Einst hörte er die Zigarrenmacher vom Weltuntergang reden und fragte, wann sich das ereignen würde. Diese sagten, es könnte bald geschehen, entweder diese oder nächste Woche. Sie amüsirten sich über das Entsetzen des Knaben und malten ihm die Schrecknisse des Weltuntergangs in den grellsten Farben aus.

Seitdem war Theodor still und in sich gekehrt; zuweilen starrte er stundenlang vor sich hin.

Jeden Mittwoch mußte Theodor mit einem kleinen Blockwagen nach einem Lager und Tabak holen. Eines Tages fuhr er mit dem Wagen weg und kam nicht wieder. Der Meister schickte Leute aus, ihn zu suchen, aber Niemand konnte ihn finden. Es ward Abend und der Junge kehrte nicht heim.

Meine Mutter rannte vor Unruhe und Besorgniß in der Stube auf und ab. Der Vater lief zum Zigarrenmacher, um Theodor zu holen. Hier erfuhr er, daß man ihn schon den ganzen Nachmittag suchte. Der Vater eilte fort, er durcheilte alle Straßen, durchsuchte jeden Garten, jeden Hof.

Endlich fand er Theodor am anderen Ende der Stadt auf der Straße stehen. Die Deichsel hielt er in den Händen, so stand er und starrte vor sich nieder.

„Was machst Du hier?“ rief der Vater.

Erschrocken blickte der Junge auf. „Du sollst nicht sterben, Vater, Du sollst nicht sterben!“ schrie er, und klammerte sich an seinen Vater.

Dieser trug ihn nach Hause.

Der arme Junge! Sein Geist war umnachtet. Die Angst, den geliebten Vater verlieren zu müssen, hatte seine schwachen Nerven überreizt und ihm den Verstand geraubt.

Er mußte einer Irrenanstalt übergeben werden.